

Mit dem Herzen sehen...

Laudatio auf Heide Bambach
anlässlich der Verleihung des Erwin-Schwartz-Grundschulpreises
durch den Grundschulverband am 11.5.2007 in Göttingen

Liebe Gäste,
vor allem aber: liebe Heide Bambach!

Für uns beide wird das jetzt eine nicht ganz einfach halbe Stunde:
Du kannst es schlecht aushalten, wenn man dich lobt -
und ich bin nicht gut in Festreden, habe manche Laudatio, die mir angetragen wurde,
abgesagt, weil mir diese Textsorte nicht liegt.

Es wäre so schön, dich jetzt einfach in den Arm zu nehmen und zu sagen: wunderbar, dass
du für deine langjährige Arbeit diesen Preis bekommst - und nicht irgendein
Wissenschaftler, ein Politiker oder jemand, der Schulbücher schreibt.
Mit dir wird beispielhaft ja auch die tagtägliche Reformpraxis geehrt, die ohne die vielen
engagierten Frauen in den Schulen nie diese Lebendigkeit gewonnen hätte, über die vor
allem die Kollegen aus der Sekundarstufe immer wieder staunen.

Aber in meinem Beitrag heute Abend geht es um **dich**. Und als ich vor einem Jahr zum
ersten Mal von deiner Nominierung für den Erwin-Schwartz-Grundschulpreis hörte, habe
ich leise gehofft, dass ich diese Laudatio heute Abend hier halten dürfe. Jetzt freue ich
mich, dass es durch glückliche Umstände auch so gekommen ist.-

Ich erinnere mich noch sehr genau an das Maiwochenende im Frühjahr 1989, als ich im
Manuskript von „Erfundene Geschichten erzählen es richtig“ gelesen habe. Ekkehard
Faude, unser gemeinsamer Verlegerfreund, hatte mich gebeten, ein Vorwort zu schreiben.
Ich lag bequem im Liegestuhl im Garten, aber die Lektüre hat mich so erregt, dass ich alle
paar Minuten aufgesprungen bin, um ins Haus zu laufen und an meinem Computer einige
Sätze zu schreiben. Ich konnte es kaum fassen: „**So** kann Schule sein...“.

Diese Faszination erlebe ich immer wieder auch bei Studentinnen. Gerade gestern noch hat
mir mein langjähriger Mitarbeiter Axel Backhaus erzählt, dies sei das erste pädagogische
Buch gewesen, dass er **ganz** gelesen habe...

Vor einem halben Jahr hat die Delegiertenversammlung des Grundschulverbands einstimmig beschlossen, Heide Bambach als erster Pädagogin den Erwin-Schwartz-Grundschulpreis zu verleihen. Damals, im November 2006, hat Horst Bartnitzky die Entscheidung mit einem fulminanten fachlichen Plädoyer begründet - und mit einer persönlichen Liebeserklärung.

Fünf Gründe nannte er in seiner Laudatio für die Vergabe des Preises:

1 Heide Bambach engagiert sich seit mehr als 35 Jahren als Pionierin einer Pädagogik nicht nur *für* Kinder, sondern auch *mit* Kindern - im täglichen Unterricht, in der konzeptionellen Entwicklungsarbeit, in der Fortbildung von LehrerInnen und ganzen Kollegien. Kinder brauchen „Zeit zum Aufwachsen“ war und ist ihr Credo. Sie hat es gerne und einprägsam mit der Geschichte von „Leo, the late bloomer“ (deutsch: „Was ist bloß mit Leo los?“) veranschaulicht.

2 Als ein sichtbares Beispiel für dieses Verständnis von Schule hat Heide Bambach die Primarstufe der Laborschule Bielefeld mit geplant, aufgebaut und später geleitet. Sie hat selbst tagtäglich als Klassenlehrerin in dieser Schule unterrichtet und vor allem die neue Eingangsstufe durch ihren besonderen Stil geprägt: jahrgangsübergreifende Lerngruppen, offener Schulanfang, Rhythmisierung des Schultags, „Leseversammlungen“ mit den „Fragen und Sagen“ der Kinder zu den eigenen Texten und zu denen der anderen, ein redlicher, aber immer liebevoller Umgang mit den Fehlern und Schwächen der ihr anvertrauten Kinder.

3 Mit ihren Büchern und Aufsätzen hat Heide Bambach viele KollegInnen angeregt und herausgefordert, andere Formen des Unterrichts zu wagen. Dazu gehört vor allem die Entfaltung von Unterrichtsaktivitäten aus dem Vorlesen anspruchsvoller Kinderliteratur. Dazu gehört auch die Beurteilung der erwachsenden Leistungen als Ausdruck der individuellen Möglichkeiten des einzelnen Kindes - und *nicht* im Vergleich mit der Leistung der anderen.

4 Mit ihrer Sensibilität und Verletzlichkeit entwickelt sie eine Ausstrahlung, die beeindruckt, wenn man mit ihr redet, wenn man ihre Texte liest und vor allem: wenn man sie im Umgang mit Kindern beobachtet.

Hartmut von Hentig hat ihre besondere Art in seinem Kommentar zu „Erfundene Geschichten erzählen es richtig“ in wenigen prägnanten Sätzen so charakterisiert:

„Welch ein Reichtum an pädagogischer Anschauung und Einsicht, an Beispielen von Kinderklugheit und Kinderausdauer, von Lernlust und Lernlist! – reflektiert durch eine Frau, die selber mit spürbarer Freude lernt und darüber jede Lehrerangst abgeworfen hat, auch die vor den Schreibritualen der wissenschaftlichen Pädagogik... das ist pädagogisches Urgestein.“¹

5 Seitdem Heide Bambach 2003 ihre Arbeit an der Laborschule aufgegeben hat, berät sie Schulen in ganz Deutschland bei ihrer Entwicklung, u. a. als Mitglied in den externen Inspektionsteams, die die Bremer Schulen nach dem Modell der „kritischen Freunde“ evaluieren.

Wie Horst Bartnitzky und Hartmut von Hentig geht es mir und vielen anderen auch: Wir *bewundern* Heide Bambach wegen ihrer fachlichen Kompetenz und wir *mögen* sie als eine besonders liebenswerte Person. Ist es nicht genau diese Verbindung, die LehrerInnen zu guten PädagogInnen macht?

In dem Buch „Der kleine Prinz“ von Antoine Saint-Exupéry heißt es:

„Man sieht nur mit dem Herzen gut.
Augen unsichtbar.“

Das Wesentliche ist für die

Nicht mehr mit dem Herzen sehen zu können ist Saint-Exupéry Vorwurf an uns Erwachsene. Verschärft gilt er für die Wissenschaft. Aber auch viele LehrerInnen nehmen nicht wahr, was sie sehen. Das wird besonders deutlich, wenn Zensuren durch Verbalgutachten ersetzt werden und doch nichts anderes sind als nur ausformulierte Notenziffern. So zeigen es Evaluationsstudien dieser mit so vielen Hoffnungen verknüpften Schulreform immer wieder.

Vielleicht liegt es aber auch daran, dass nur wenige angemessen beschreiben können, was sie wahrnehmen. Es ist schwierig einen anderen Menschen, zumal ein Kind, so zu beschreiben, dass man redlich bleibt, ohne zu verletzen. Dies ist die besondere Qualität der Entwicklungsberichte von Heide Bambach, wie sie sich beispielsweise in ihrem Buch „Ermutigungen. Nicht Zensuren“ finden. Diese Texte sind Geschenke an die Kinder, an jedes einzelne Kind in seiner Besonderheit – und sie sind zugleich ein bedeutsamer Beitrag zur pädagogischen Forschung.

Vor gut 25 Jahren haben wir eine Tagung zur Bedeutung von Fallstudien und Fallgeschichten in der Pädagogik durchgeführt, auf der Horst Rumpf, ein anderer großer

¹ Zit. nach „Ermutigungen. Nicht Zensuren.“, S. 257

Meister des kleinen Porträts, über diese Art der alltagsnahen pädagogischen Forschung geschrieben hat:

„Wie ein Naturfreund mit der Botanisiertrommel durch die Landschaft zog, um Überraschendes, halb Bekanntes, besonders schön Ausgeprägtes, lange Gesuchtes oder überhaupt nicht Gesuchtes, das ihm über den Weg kam, mitzunehmen, wie ein Maler, (jüngst sah ich es von Kandinsky) auch auf Zeitungsrändern unverhoffte Anblicke, Formen, Perspektiven festhielt und probierte - so könnte und sollte ein Erziehungsforscher auch mit einer Art Skizzenblock leben. Um festzuhalten, zu skizzieren, zu artikulieren, was er zu sehen und zu hören und zu spüren bekommt von den Vorgängen, die auszuforschen seine Sache ist. Und zwar von jener Seite dieser Vorgänge, die ihm persönlich widerfahren...“ (85)

Heide Bambach ist eine Meisterin solcher Beobachtungen, ihrer differenzierten Deutung und lebendigen Darstellung. -

Im Mittelpunkt ihres Unterrichts steht Literatur, anspruchsvolle Kinder- und Jugendliteratur:

Bücher *lesen*, Bücher *schreiben* und über Bücher (die gemeinsam gelesenen und die selbst geschriebenen) *sprechen* - das sind die drei Säulen ihres Unterrichts.

Mich hat immer wieder fasziniert, mit welcher Intensität und Tiefe Kinder in diesem Unterricht über Grundfragen des menschlichen Zusammenlebens nachdenken und sprechen - und mit welcher Sensibilität Heide Bambach diese Gespräche begleitet und aufnimmt. Wie sie darüber schreibt ist selbst große Literatur.

In dem Bericht über die eben erwähnte Fallstudien-Tagung haben wir eine weitere Episode aus dem kleinen Prinzen zitiert - als Sinnbild für eine pädagogische Forschung, für die nicht die große Zahl, sondern das sich Einlassen auf die einzelne Person, auf konkrete Situationen wichtig ist:

"Die Menschen bei dir zu Hause", sagte der kleine Prinz, "züchten fünftausend Rosen in ein und demselben Garten ...und doch finden sie dort nicht, was sie suchen ..."

"Und dabei kann man das, was sie suchen, in einer einzigen Rose oder in ein bisschen Wasser finden ..."

"Ganz gewiss", antwortete ich. Und der kleine Prinz fügte hinzu:

"Aber die Augen sind blind. Man muss mit dem Herzen suchen."

Jedes Kind, jede pädagogische Situation ist einzigartig. Darum können Studien wie PISA, IGLU oder VERA zwar für BildungspolitikerInnen hilfreich sein - ihr Nutzen für die einzelne Lehrerin ist aber sehr begrenzt. PraktikerInnen in allen Berufen denken nicht induktiv-deduktiv, also durch die Anwendung von allgemeinen Regeln auf konkrete Situationen, sie denken eher analog, sozusagen von Fall zu Fall. Aber das gelingt nur, wenn die Erfahrungen so verdichtet werden, dass sie im Vertrauten Neues zu sehen helfen.

Ich habe mühsam gelernt, dass man gute Pädagogik **nicht** durch empirische Lernerfolgskontrollen **beweisen** kann. Wenn man überhaupt das Wesentliche erfasst - kommen ihre Ergebnisse zu spät - jedenfalls wenn man sich nicht auf kleine Ausschnitte beschränken will: Bis die Ergebnisse vorliegen, gibt es das zu Beurteilende nicht mehr so, wie es war, und zudem hat sich der Kontext geändert, in dem das Ereignis beobachtet wurde. Wir PädagogInnen haben es in dieser Hinsicht schwerer als die Naturwissenschaftler. Ergebnisse der Forschung können immer nur Hypothesen sein, Folien sozusagen, durch die man neue Situationen betrachtet. Solche Folien bietet aber auch reflektierte Erfahrung.

Gerade in der Pädagogik können wir aus Erfahrung, auch aus stellvertretender Erfahrung lernen - mit allen Einschränkungen, die persönliche Erfahrung mit sich bringt. Ich jedenfalls könnte nicht, was Heide Bambach kann. Wie sie in ihren Berichten Kinder und ihre Entwicklung beschreibt, ist so **besonders**, dass man entmutigt den Stift sinken lässt. Aber wenn ich in ihren Texten lese, merke ich, wie sich meine Wahrnehmung von Schule, von Unterricht, von Kindern verändert.

Nach PISA ist viel die Rede davon, LehrerInnen müssten einen „diagnostischen Blick“ entwickeln. Dazu werden Tests konzipiert und Checklisten erstellt, mit deren Hilfe man einzelne Teilleistungen genauer erfassen kann. Solche Instrumente können durchaus nützlich sein. Ich habe sie an anderer Stelle mit „Brillen“ verglichen, die unsere Wahrnehmung fokussieren und schärfen können. Sie helfen uns, manche Fortschritte und Schwierigkeiten beim fachlichen Lernen genauer zu sehen, die in der Fülle der Eindrücke eines Schulvormittags leicht untergehen.

Auch beim Grundschulverband haben wir in unseren Hilfen zur Entwicklung einer „pädagogischen Leistungskultur“ solche Brillen angeboten. Aber wir haben gleichzeitig deutlich gemacht, dass scharfe Brillen ohne wache Augen und ohne einen freundlichen Blick Pädagogik zu einer Technik verkümmern lassen. Wachheit und Freundlichkeit des pädagogischen Blicks - das zeichnet Bambachs Entwicklungsberichte aus.

Heide Bambach hat immer sehr empfindlich reagiert, wenn Hartmut von Hentigs Forderung „Die Menschen stärken, die Sachen klären“ nachlässig, d. h. in umgekehrter Reihenfolge zitiert wird. *Sie* sieht immer als erstes die Person.-

Genau 20 Jahre ist es her, dass wir Heide Bambachs Aufsatz „Lese-Versammlung - Wie Texte Kinder bewegen“ als Eröffnungsbeitrag in unser Jahrbuch „Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder“ aufgenommen haben. Dort benennt sie als Schlüssel für die Bedeutung des Schreibens eigener Geschichten:

„Die Kinder scheinen die Aufmerksamkeit der Gruppe für den Text als Zuneigung zu ihrer Person wahrzunehmen... Für die Zuhörer existiert nicht nur die Sache, sondern auch die Person des Schreibers.“ (S. 16)

Wir in der Grundschule unterrichten Kinder, nicht Fächer.

Was aber ist es, das die Kinder als Personen stärkt?

Zu den wissenschaftlichen Arbeiten, die mich in den letzten Jahren am nachhaltigsten beeindruckt haben, gehört Aaron Antonovskys Ansatz der „Salutogenese“.

Antonovsky ist Medizinsoziologe. Seine Provokation: Erstaunlich ist nicht, dass viele Menschen in ihrem Leben Probleme haben. Denn die Balance in unserem Organismus und unsere psychische Identität werden durch Veränderungen in der Umwelt ständig gestört. Wir sollten uns also - anders als die etablierte Medizin - nicht darüber wundern, dass Menschen immer wieder krank werden. Nicht die Pathogenese ist erklärungsbedürftig, sondern die Tatsache, dass es so viele Menschen gibt, die ihr Leben trotz beträchtlicher Einschränkungen erfolgreich meistern (Salutogenese).

Diesen Blickwechsel wünsche ich mir auch in der Pädagogik:

Statt der Fixierung auf Fehler und der ständigen Klagen darüber, was Kinder alles nicht können, etwas mehr Anerkennung für die erstaunlichen Leistungen, die sie vollbringen - zum Beispiel, wenn sie sich in wenigen Jahren das Schriftsystem aneignen, für dessen Entwicklung die Menschheit mehrere Jahrtausende gebraucht hat. Heide Bambach würdigt die Fortschritte ihrer Kinder in einer Sprache, die dieses Staunen und diesen Respekt spüren lässt.

Dabei gehören viele Kinder ihrer Lerngruppen keineswegs zu den SchülerInnen, denen alles einfach zufällt. Mich haben die Berichte besonders berührt, in denen sie über Kinder schreibt, die mit oft erdrückenden Schwierigkeiten fertig werden müssen. Und denen das erstaunlicherweise oft dadurch gelingt, dass sie darüber schreiben. Nicht Aufsätze, sondern *Geschichten*, die oft selbst *Literatur* sind.

Aber das ist es nicht allein. Heide Bambachs zweites Credo: Lernprobleme lassen sich nicht bewältigen, solange die Lebensprobleme der Kinder nicht gelöst werden.

Damit kehre ich noch einmal zu Aaron Antonovsky zurück. Seine Theorie der Salutogenese versucht, verständlich zu machen, wie Menschen eine persönliche Identität entwickeln, obwohl die Bedingungen, unter denen sie leben, dies nicht erwarten lassen. In seinen Interviews mit ehemaligen KZ-Häftlingen hatte ihn nachhaltig berührt, dass es unter ihnen Personen gab, die trotz der tief greifenden Erfahrungen von Abhängigkeit und Demütigung ein normales Leben führen konnten. Dieses „wider Erwarten“ erfolgreiche Meistern des Weiterlebens führte ihn zu der Frage, was solche Menschen gegenüber denjenigen auszeichnet, die (eher erwartungsgemäß) psychische Beeinträchtigungen wie Ängste, Berufsunfähigkeit, soziale Desorientierung davon getragen hatten.

Schon vor Antonovsky waren es die Neurologen Alexander Luria und Oliver Sacks, bei denen ich gelernt habe, dass Auffälligkeiten, die wir durch die medizinische Brille wahrnehmen, nicht bestimmen, wie ein Mensch mit sich und seinem Leben zurecht kommt. Inzwischen haben wir eine Fülle von empirischen Studien, die eindrucksvoll bestätigen: Die Person ist mehr als die Summe ihrer Teile, und Defizite in Teilleistungen determinieren nicht die Lebensgeschichte eines Menschen.

Was aber macht den Unterschied aus zwischen denen, die sich trotz widriger Umstände erfolgreich entwickeln, und denen, die dies nicht schaffen? Antonovskys Antwort: Erstere erleben ihr Leben als *sinnvoll*.

Aufgrund seiner Untersuchung benennt er drei Bedingungen, die einem Menschen ermöglichen, einen Sinn in seinem Tun zu finden, sich, wie er sagt - als „kohärent“ zu erleben. Was auch immer passiert -

- solche Menschen interpretieren die Welt als *durchschaubar*,
- sie erleben Probleme als persönlich *bedeutsame* Herausforderung;
- sie vertrauen auf ihre *Fähigkeit*, Schwierigkeiten meistern zu können.

Mich treibt die Frage um:
Kindern diese Erfahrungen?

Vermittelt unsere Schule

Wie wichtig sie für die Entwicklung von jungen Menschen sind, zeigt die Kauai-Längsschnittstudie auf Hawai, in der Emmy Werner und ihr Team die Entwicklung einer ganzen Geburtskohorte von 1955 an über mehr als 30 Jahre verfolgt hat. Insgesamt wurden 30% der Neugeborenen aufgrund ihrer biologischen oder sozialen Lebensbedingungen als "hochgradig gefährdet" eingestuft. Und in der Tat fielen zwei Drittel dieser sogenannten Risikokinder später durch ernste Lern- oder Verhaltensstörungen auf.

Bemerkenswert sind aber zwei andere Befunde:

- Ein Drittel der Kinder entwickelte sich von Anfang an ohne besondere Auffälligkeiten.
- Und auch von den übrigen zwei Dritteln gelang es der Mehrheit später noch, sich zu stabilisieren.

Neben besonderen Persönlichkeitsmerkmalen, die sich vor allem in der ersten Teilgruppe fanden, war es in beiden Gruppen die Existenz mindestens einer Bezugsperson, von der das Kind eine stabile Zuwendung erfahren, von der es sich erst genommen und gefordert, vor allem aber anerkannt und geschützt gefühlt hat. Was dies für Schule bedeutet, hat Heide Bambach sensibel beschrieben:

Jürgen Baumert hat einmal in einem Interview in der ZEIT sinngemäß gesagt: Das beste Kriterium für die Qualität von Schule ist, ob die SchülerInnen es bedauern, wenn Unterricht ausfällt.

Liest man Heide Bambach zur Bedeutung der Leseversammlung für ihre Kinder, spürt man, was es heißt, wenn die Schule als ein **Zuhause** erlebt wird:

„Wenn jemand wegen Krankheit in der Schule fehlen muss, so bedeutet es für ihn vor allem, dass er nicht in der Versammlung dabei sein kann. Dies wird als Entbehrung erlebt, und vielleicht kommt es deshalb immer wieder vor, dass Kinder in die Schule kommen, obwohl sie so krank sind[,] da[ss] sie ins Bett gehören.“ (S. 12)

Mit seiner These, Gesundheit hänge davon ab, ob ein Mensch sich kohärent *fühle*, fordert Antonovsky die Schulmedizin frontal heraus. Aber auch eine Pädagogik, die Schwierigkeiten beim Lernen als Folge individueller „Lernschwächen“ interpretiert.

Mediziner und Pädagogen stehen gleichermaßen in der Gefahr, einen Defizit-Blick auf Menschen zu entwickeln. Ganz anders Heide Bambach: Nicht nur, dass sie die Kinder als Person wahr- und ernst nimmt. Unter der Oberfläche ihrer Schwächen und Störungen sieht sie auch immer, was diese Person als besonders und als liebenswert auszeichnet. Dieses Besondere stark zu machen versteht sie als ihre Aufgabe als Pädagogin - nicht das Reparieren einzelner Defizite. An diesen arbeitet sie *mit* dem Kind.

Vielleicht ist dies sogar Heide Bambachs wichtigste Botschaft: Kinder sind stark - wenn wir sie nur nicht zu einer didaktischen Diät verdammen, die sie kraftlos werden lässt und ihnen nicht erlaubt, ihre Stärken zu zeigen.

Die Protokollskizzen aus den Leseversammlungen zeigen uns Kinder, die in ihrem Denken, in ihrer Argumentationsfähigkeit, aber auch in ihrem Einfühlungsvermögen weiter sind als viele Erwachsene.

Braucht es dann überhaupt noch eine Lehrerin? Heide Bambach sagt: ja - aber es muss eine andere sein. In dem vorhin erwähnten Aufsatz beschreibt sie ihre Rolle so:

- „Befragt nach meinem Anteil an den Texten der Kinder und ihren Gesprächen darüber, würde ich antworten, dass ich
- das Maß für Aufmerksamkeit vorgebe (weil Kinder Aufmerksamkeit auch daran lernen, dass man sich ihnen aufmerksam zuwendet),
 - Kinderäußerungen übersetze (weil manche Kinder ihre Gedanken in Bildern mitteilen, die nicht von allen verstanden werden),
 - vor Missverständnissen schütze (weil manche Kinder unvorhersehbar leicht zu verletzen sind und es einige Zeit dauert, bis die anderen dies erkannt haben und zu berücksichtigen lernen),
 - die Sache im Blick behalte und zu ihr zurückzuführen versuche (weil manche Kinder so sehr in ihrer Erlebniswelt verhängen sind, dass sie das Gespräch ‚vom Hölzchen aufs Stöckchen‘ verführen),
 - bei den Kindern geglückte Textstellen und einfühlsame Äußerungen verstärke und für mein Vorlesen solche Bücher auswähle, die Aufmerksamkeit wecken und diese wert sind (weil daraus ein Maß für Qualität wachsen kann).

Vor allem aber gebe ich den Kindern viel Zeit und Gelegenheit, mit ihren Gedanken und Vorstellungen dem nachzugehen, was ihre Gemüter bewegt, weil ich weiß, dass Phantasie, Nachdenklichkeit und Einfühlsamkeit Zeit und Raum brauchen." (S. 18)

Wie arm erscheinen im Vergleich zu dieser Beschreibung die Listen mit Kriterien für „guten Unterricht“, die zurzeit allerorten die Evaluation von Schule bestimmen...

Und das ist auch mein Problem - heute hier. Ein bisschen fühle ich mich bei dieser Laudatio wie ein Maler, den man fragt, was sein Bild denn **bedeute**. Zum Glück musste ich ja nichts über meine eigenen Bilder sagen, wohl aber über ein literarisches Kunstwerk. Und nichts schadet einem Kunstwerk mehr, als wenn es erklärt wird. Man muss es anschauen, anhören.

Darum bin ich froh, dass Heide Bambach gleich selbst etwas vorlesen wird, etwas, in dem sichtbar wird, was uns immer wieder staunen lässt: ihr Vertrauen in Kinder, ihre Sensibilität, das Besondere des einzelnen Kindes einfühlsam wahrzunehmen, und ihre geradezu literarischen Fähigkeiten, diese Beobachtungen und Deutungen anderen mitzuteilen.

Mit dem Herzen sehen - schöner als der kleine Prinz kann man es nicht sagen...

